

Erschienen in „Film & TV Kamera“ 5/2019

Filme machen - Film lehren. Über Nähe und Distanz, Originalität und Erfolg am Markt

Schlägt man auf der Homepage der Filmhochschule Ludwigsburg die Vita von Prof. Schadt auf, muss man mehrfach runterscrollen – so lang ist die Liste seiner Aktivitäten. Im Gespräch mit Gerdt Rohrbach berichtet er von seiner eigenen Arbeitsweise und von dem, was er für seine Studenten für wesentlich hält.

G. R.: Ich habe bei der Vorbereitung auf dieses Gespräch gelesen, wie viele Aktivitäten Sie entfaltet haben. Welchen Stellenwert hat in Ihrem Leben die Muße? Ich denke da auch an die Schrift von Friedrich Schlegel „Idylle über den Müßiggang“.

Thomas Schadt: (lacht) Ich schaffe mir natürlich schon Freiräume. Darin folge ich meiner Leidenschaft für die Musik oder meinem Faible für Sport, sprich mein geliebtes Rennrad, auf dem ich dann auch zu mir kommen kann. Ich mache auch einmal im Jahr einen längeren Urlaub mit meiner Familie. Dabei bekommt man schon Abstand, so dass man musenhafte Einflüsse zulassen kann. Es ist auf der anderen Seite aber auch so, dass mir Teile der Arbeit wie Muße begegnen. Eine ganz klare Trennung, wie es in anderen Arbeitsbereichen der Fall ist, gibt es bei mir nicht. Es gibt ja in unserem Beruf keine Regelmäßigkeiten. Das versuchen wir unseren Studenten auch klarzumachen. Zeit und Alltag erzählen sich bei uns ganz anders als in einer zeitlich fest geregelten Arbeitswelt.

G. R.: Es soll ja auch schon vorgekommen sein, dass ein Kameramann sagt, dass sein Arbeitstag zu Ende sei, obwohl das Licht gerade so gut ist, dass man noch einige Einstellungen drehen möchte.

Thomas Schadt: Mit so jemandem könnte ich nicht zusammenarbeiten.

G. R.: Weil wir gerade bei der Leidenschaft sind – eng verbunden ist das Thema Nähe und Distanz, besonders beim Drehen von Dokumentarfilmen. Dazu ein Zitat von Ihnen: „Ein Mensch wie Kohl zieht in einen ein, man trägt ihn mit sich, bis das Filmprojekt abgeschlossen ist.“ Wie viel Distanz muss man als erfolgreicher Dokumentarfilmer wahren?

Thomas Schadt: Das ist eine wichtige Frage! Als erstes gilt es, den Unterschied zwischen „privat“ und „persönlich“ zu definieren. Ich kann zu meinem Protagonisten zwar ein sehr persönliches Verhältnis aufbauen, muss aber immer auch eine professionelle Distanz mitbringen. Der Unterschied zwischen Persönlichem und Privatem ist eben eine gewisse Distanz, eine Verabredung auf Zeit mit Spielregeln, und damit ist die Tatsache verbunden, dass mit einer Technik gearbeitet wird, die zwischen mir und meinem Protagonisten steht. Es

gibt ja diese Szene in „Blow Up“ von Antonioni, in der sich der Fotograf mit seiner Kamera über das Model beugt und scheinbar einen Sexualakt vollführt. Dazu gibt es von Susan Sonntag ein wunderbares Essay, in dem sie hervorhebt, dass es sich dabei eben nicht um einen Sexualakt handeln kann, weil eine Kamera mit im Spiel ist, die völlig ungeeignet dafür ist, sich jemanden tatsächlich sexuell zu nähern. Diese durch Technik gegebene Distanz ist letztlich unser Überlebensprinzip. Sonst würden wir am Ende eines Filmprozesses den Absprung nicht mehr schaffen. Sonst könnte man sich auch nicht zu anderen Themen und Personen hinbewegen. Deswegen glaube ich auch, dass Filme nicht dazu da sind, mit den Protagonisten Freundschaften zu schließen. Vielmehr hat man Begegnungen auf Zeit, die sehr intensiv und sehr persönlich sein können, aber bitte nicht privat. In diesem Fall müsste man eher das Filmprojekt sein lassen.

Ich habe auch deswegen immer so großen Wert auf diese Differenzierung gelegt, weil immer nach dieser Nähe geschrien wird. Du musst möglichst nahe am Protagonisten sein, immer näher, Nähe! Nähe! Das erzeugt ja gar keine Ebene, von der aus ich als Zuschauer es lohnenswert finde, mich mit dem Thema zu befassen, denn es fehlt die Reflexion, die erst aus einer Distanz entstehen kann. Beides macht letztendlich einen Film spannend.

G. R.: Sie schrieben „Ich versuche, die Filme so zu machen, dass meine Auseinandersetzung mit dem Thema für den Zuschauer nachvollziehbar und dadurch zu seiner eigenen Auseinandersetzung wird.“ Damit grenzen Sie sich auch gegen eine moralische Attitüde ab, „des sich Erhebens, des Bewertens, des Abwertens und des Verurteilens“. Wie verhält es sich denn, wenn man über Personen arbeitet, denen man persönlich kritisch gegenübersteht?

Thomas Schadt: Kohl wäre hier ein gutes Beispiel, oder auch Steinhäuser, der Amokläufer von Erfurt. Ich habe nie ausgeschlossen, Filme über Menschen zu machen, denen ich kritisch gegenüberstehe, aber trotzdem musste es eine Form der empathischen Neugierde geben. Wenn ich Leute treffe, mit denen ich persönlich überhaupt nichts anfangen kann, und wenn in meinem Kopf keine Fragen entstehen, dann würde ich eher die Finger von einem Film lassen. Das Erstaunliche bei der Arbeit über Kohl, oder auch über James Last, war, dass man etwas im Kopf hat, das einer kritischen Haltung entspricht, und dann trifft man die Leute und stellt fest: Da gibt es Signale, Impulse, plötzlich aufkommende Fragen, so dass man das Gefühl hat, es ist durchaus lohnend, sich damit dennoch oder gerade deswegen zu beschäftigen. Und wenn Fragen in einem entstehen – das ist eigentlich das Konzept – dann ist ja der Prozess des Filmschaffens dazu da, dass man diesen Fragen nachgeht – nicht unbedingt, um sie zu beantworten, sondern um sie an den Zuschauer weiterzugeben! Das halte ich für mich persönlich für ein sehr lohnenswertes Konzept.

G. R.: Nehmen wir Personen wie Hoeneß oder Beckenbauer, die ja in dem Ruf standen, Finanzen nicht im Rahmen der Gesetze gehandhabt zu haben. Wie kann man mit solchen Personen umgehen?

Thomas Schadt: Bei Beckenbauer sind wir ja etwas in eine Falle gelaufen. Als wir den Film konzipiert haben und als wir angefangen haben zu drehen, war es gar nicht klar, welche Sogwirkung das annehmen wird. Klar war, dass mich Beckenbauer nach der ersten Begegnung sehr stark interessierte. Die kritische Betrachtung seiner Person stand zu dem Zeitpunkt in der Öffentlichkeit noch gar nicht im Vordergrund. Das hat uns innerhalb des Prozesses eingeholt und war eine unglückliche Konstellation, weil man hinterher aufgrund der aktuellen Entwicklungen an den Film eine andere Erwartungshaltung hatte. Ich bin mit Beckenbauer groß geworden und bewunderte, wie oft er sich in seinem Fußballerleben neu erfunden hat. Ich bin einem entspannten, freundlichen, erstaunlich auf dem Boden gebliebenen Menschen begegnet. Und es interessierte mich, was für ein Mensch das ist, der auf der ganzen Welt so bekannt ist wie der Papst. Mir war klar: Das wird spannend.

G. R.: Um noch etwas grundsätzlicher zu fragen, bringe ich mal eine eigenes Film-Seh-Erlebnis ins Spiel, nämlich „Es herrscht wieder Ruhe im Land“ von Peter Lilienthal. Als ich diesen Film das erste Mal sah, war ich richtig aufgewühlt und in revolutionärer Stimmung. Was halten Sie davon, gerade auch im Kontext von Nähe und Distanz?

Thomas Schadt: (lacht) Es ist ja nun ein ganz persönliches Empfinden, ob man über einen Film in eine revolutionäre Stimmung gelangt oder nicht. Für mich wäre ein solcher Film „Deutscher Herbst“. Ich bin aus dieser Zeit heraus sozialisiert. Gerade die Betrachtung von Franz Josef Strauß in dem Film war für mich ein vergleichbares Erlebnis – auch kämpferisch. Ich bin dann vorsichtiger geworden, weil ich es für schwierig halte, mit Film zur Revolution aufzurufen. Wichtiger ist es mir, gute Fragen zu stellen, Auseinandersetzungen zu führen. Lieber ist mir, gesellschaftspolitische Dinge zu beleuchten. Man muss sie durchleuchten, erhellen, damit sie an die Öffentlichkeit kommen und so eine öffentliche Diskussion erzwingen. Das halte ich für eine Aufgabe von Film.

G. R.: Worüber können Sie sich so richtig aufregen?

Thomas Schadt: Das kann man aus zwei Richtungen beantworten: Was ich zum einen nicht leiden kann, sind Eitelkeit oder Ignoranz. Genauso wie ich jede Form von militärischer Gewalt verabscheue. Da könnte man eine Hitliste erstellen und sagen, da muss ich auch die Kamera draufhalten und zeigen, dass da was in Schräglage läuft. Bei Filmen selbst bin ich sauer, wenn ich merke, dass der Zusammenhang von Inhalt und Form einer Ignoranz unterliegt, so dass man sagen muss, die Leute verstehen ihr Handwerk nicht. Traurig bin ich, wenn mich Filme nicht berühren. Das hat oft damit zu tun,

dass die Filmemacher zu wenig von sich zeigen. Das Einzige, was mich an Filmen noch interessiert – und das sage ich auch meinen Studenten – ist ihre Haltung zu dem, was sie zeigen. Filme, die das nicht zustande bringen, finde ich mehr und mehr uninteressant. Erst diese subjektive Beleuchtung oder Zuspitzung, die Provokation, ist es, was mich an erzählerischem Mehrwert interessiert. Warum soll ich mir den 70. Film über die Großmutter eines Regisseurs oder Autors ansehen, wenn ich dabei nicht genau diesen subjektiven Faktor als Mehrwert bekomme? Er müsste mir definitiv andere Fragen stellen als der 69. Film.

G. R.: Damit sind wir beim Künstler als Lehrenden. Ich habe eine Überschrift aus Ihrem Buch „Filmlehren“ im Kopf, die da lautet: „die systemresistente Persönlichkeit“. Auf das Ästhetische bezogen schreiben Sie, man müsse „die Studenten aus dem fremdgesteuerten Wahrnehmungs- und Fantasiekorsett“ befreien. Wie machen Sie das?

Thomas Schadt: Das ist ja einfach erst mal der Tatsache geschuldet, dass wir über die Aufnahmeprüfung und über die Form, womit und wie sich die Studenten hier bewerben, einen spannenden Eindruck über die Sozialisation der Leute bekommen, und darüber auch über die Form der Beeinflussung durch alles, was im weitesten Sinn Medien sind. Im Unterbewussten wird davon ja viel gesteuert, was bewusster Weise gerade bestritten wird. Ganz platt gesprochen: Wir sind ja gar nicht abhängig von den Medien, die wir nutzen! Das, was wir dann im Gespräch erleben oder in den Filmen sehen, drückt genau das Gegenteil aus. Es ist unsere Zielsetzung, den Konsumenten, den wir hier aufnehmen, in eine Distanz zu bringen, so dass er nicht mehr nur als Konsument, sondern auch als Produzent agieren kann. Damit sind wir übrigens wieder bei diesem notwendigen Mindestabstand. Der kann ja nur über kritische Distanzierung und Reflexion entstehen. Also holen wir den Studenten zunächst in einen komplett geschützten Raum – unser Grundstudium. Wir schützen ihn vor fremden Einflüssen und es gibt keine Koproduktionen, keine Erwartungshaltungen von außen, sprich vom Markt. Hier gilt nur die Erwartungshaltung der Studierenden selbst und über diese Auseinandersetzung darüber versuchen wir, die Studierenden in eine kritische Distanz zu dem Medium zu bringen, für das sie später arbeiten wollen. Dafür hat man nur zwei Jahre Zeit. Die zweite Hälfte des Studiums besteht darin, das, was im Grundstudium erreicht wurde, dazu zu nutzen, die Studierenden wieder an den Markt heranzuführen, denn darin wollen sie ja dann arbeiten. Das allerdings in einer anderen als der unreflektierten Konsumerposition.

G. R. Paraphrasiere ich das so richtig: In der ersten Abteilung des Studiums geht es um die Freisetzung von Originalität?

Thomas Schadt: Genau! Auch – und das ist etwas paradox – um die Forderung, zu scheitern, Fehler zu machen, Krisen durchzustehen, Filmbildung ist kein gerader Weg, es sind verschlungene Pfade, mitunter ein Labyrinth. Vor allem

geht es darum, das Medium, mit dem sie arbeiten wollen, kritisch zu hinterfragen. Dazu müssen sie sich mit den Medien einfach erst mal beschäftigen, bevor sie dazu eine Stellung beziehen. Ich kann nicht über etwas sagen, dass es Mist sei, bevor ich nicht etwas darüber weiß. Wenn jemand sagt, dass er nicht mit den neuen Medien arbeiten will, dann muss er erst einmal wissen, welche Möglichkeiten die neuen Medien bieten. Erst dann kann diese Auseinandersetzung gewinnbringend geführt werden, und der Student kann erst dann für sich entscheiden, ob er lieber ein archaisches Kino-Dramaturgie-Prinzip verfolgen oder lieber auf Erzählformen der Social-Media-Plattformen zurückgreifen will. Entscheidend ist, dass wir diese unterschiedlichen Möglichkeiten nicht gegeneinander ausspielen. Dabei ist es wichtig, den Studenten beizubringen, dass die analytische Auseinandersetzung nicht von einer Geschmacksdebatte befeuert wird. Das ist Gift. Deswegen geht es nicht um schöne oder hässliche Bilder, sondern um richtige und falsche.

G. R.: Ziel dieser Form von Persönlichkeitsentwicklung ist „die Haltung gegenüber den Menschen, die er (Sc. der Student) auch in andere Berufe hineinragen wird“. Diese Haltung wird an anderer Stelle gekennzeichnet durch die Begriffe Respekt, Respektierung der Würde des anderen und das Streben, sich mit jemandem zu beschäftigen. Es geht also darum, eine Haltung herzustellen. Das stelle ich mir ausgesprochen schwierig vor.

Thomas Schadt: Erst mal muss das eine der Grundsatzforderungen sein. Versuchen wir es mal andersrum: Es geht hier kein Student raus, der nicht handwerklich fit ist. Die bringen viel mit, und den Rest holen sie sich hier. Anders bei der Persönlichkeitsentwicklung! Wenn man weiß, dass am Markt nur die Leute überleben, die tatsächlich mit einer hohen Charaktersubstanz unterwegs sind, die also zum Beispiel überzeugend ihre Filmideen kommunizieren können, dann ist unsere eigentliche Aufgabe die, dass wir Menschen im Alter zwischen 20 und 30 über so lange Zeit bei der Frage begleiten, was sie von sich wollen und was sie von den Berufen wollen, die wir hier ausbilden. Das sind Fähigkeiten, die originär nichts mit dem Filmhandwerk zu tun haben, sondern die eher etwas Gesellschaftliches, Soziologisches oder Psychologisches sind. Was nützt eine tolle Idee, die ein Student im Kopf hat, aber nicht kommunizieren kann? Diese innere Einstellung in eine äußere Einstellung zu übersetzen, hat nicht allein mit Handwerk, sondern sehr viel mit Persönlichkeit zu tun. Hier muss man die Studenten unbedingt fördern, dass sie stark werden. Dass sie ihre eigenen Vorstellungen, ihre eigenen Argumente finden. Es geht ja nicht darum, dass sie unsere Filme machen, sondern dass sie ihre Filme machen. Dazu müssen wir sie so lange hinterfragen, bis sie uns hassen – im übertragenen Sinn –, weil wir ihnen auf die Nerven gehen, damit sie in ihrer inneren Situation immer stabiler werden. Das ist das Lehrkonzept, das mir persönlich letztendlich wichtig ist. Es ist ein Hinterfragungskonzept mit einem permanenten Dialog, der uns immer in eine Auseinandersetzung mit den Studenten führt. Diese

Fähigkeit mitzunehmen, und dann im Markt später zu verkaufen, und zu kommunizieren und zu überzeugen, und sich nicht zu verlieren, korrupt zu werden, sich nicht unterbuttern zu lassen, sich nicht zu verbiegen, auf der anderen Seite aber auch den Dialog offen zu führen mit den Angeboten des Marktes, das verstehe ich unter Systemresistenz. Ich bin immer stolz, wenn ich im Schneiderraum merke, dass der Student gegenüber meinen Fragen so viel Widerstand und so viel Kraft hat, dass er sich auch gegen mich behaupten kann. Dann bin ich zufrieden.

G. R. Im zweiten Teil des Studiums kommt die raue Wirklichkeit, der Markt, ins Spiel. Wie unterstützen Sie Ihre Studenten hier? Meine Frage zielt auf etwas, was schon in der „Vorrede vor dem Theater“ in Goethes Faust thematisiert wurde. Dort meint der Theaterdirektor: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bieten“. Das enthält doch einen Widerspruch zwischen einerseits Systemresistenz, andererseits Erfordernissen des Marktes. Wie vermitteln Sie diesen Widerspruch?

Thomas Schadt: Das geht noch weiter, wir erleben das im ganzen Metier. Dieses ist ja eine Ansammlung von Paradoxen. Wir sagen: Du brauchst Egoismus, um eine filmische Idee durchzusetzen, andererseits musst du teamfähig sein. Bestimmte Regeln sind in dem einen Film richtig, im nächsten Film falsch. Dies gilt auch für die Frage, wie eine persönliche Utopie in Einklang mit den Gesetzmäßigkeiten des Marktes zu bringen ist. Da sind wir wieder bei der Kommunikation. Der Markt besteht ja aus Menschen. Wir müssen da draußen die Menschen suchen, mit denen wir in den Dialog treten können, auch wenn der voller Konflikte ist. Auch in meinem Berufsleben war das so. Mein erster Redakteur beim NDR, der mir meine ersten Filme ermöglicht hat, hatte komplett andere (filmische) Ansichten als ich. Ich kam von der aufmüpfigen DFFB in Berlin und er vom „Fernsehen“, was damals an meiner Schule ein Schimpfwort war, und trotzdem sind wir in einen unglaublich befruchteten Dialog gekommen, aus dem eine Freundschaft entstanden ist, die bis heute anhält. Und darum geht es. Es ist viel weniger spannend, immer nur nach den eigenen Entsprechungen zu suchen. Es kann viel spannender sein, nach den Gegensätzen zu suchen, die dann aber auch mit der Offenheit verbunden sind, miteinander ins Gespräch zu kommen. Das ist etwas, was unserer Gesellschaft fehlt. Das versuche ich den Studenten zu vermitteln. Das ist der Unterschied zwischen „Ich biedere mich an“ oder „Ich verweigere mich.“ Beides hat nicht die Balance, die mir vorschwebt. Deswegen rede ich von einem Dialog auf Augenhöhe, sowohl in der Ausbildung als auch später. Wir setzen auf das dialogische Lehrprinzip, bei dem wir auch selbst viel lernen. Genau das muss man auch in die Berufswelt übertragen.

G. E.: Wenn die Studenten die Hochschule verlassen haben, mit welchen Auswirkungen der Trimedialität haben sie sich auseinanderzusetzen? Ich weiß vom Bayerischen Rundfunk, dass gerade im Zuge der Trimedialität

vorhandene Stellen reduziert werden. Die Personalstrategie heißt Downsizing. Welche Chancen sehen Sie gerade in diesem Zusammenhang für die Absolventen Ihrer Hochschule?

Thomas Schadt: Das öffentlich-rechtliche Fernsehen ist in Deutschland immer noch der potenteste Arbeitgeber für Absolventen einer Filmakademie. So schnell geht es ja nicht mit dem schon vor 20 Jahren prognostizierten Ableben der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten. Hier ist immer noch sehr viel Power vorhanden. Auch finden die Studenten über die Produktionsfirmen, die mit uns zusammenarbeiten, viel Kontakt zu den Sendern. Dass die Sender sich tatsächlich stark verändern, und dass das Szenario, das Sie beschreiben, auch tatsächlich stattfindet, ändert aber an der Tatsache nichts, dass die Sender vor allem an dem sogenannten Debütbereich immer noch ein massives Interesse haben. Die meisten Sender praktizieren eine ständige Suche nach Neuem, neuen Talenten, neuen Geschichten, neuer Ästhetik, was auch immer. Dafür sind ja Absolventen von Filmhochschulen immer ein gutes Klientel. Viel schwieriger wird die Frage, wenn die Studenten den Debütbereich verlassen, also wenn sie in den regulären Betrieb aufgenommen werden sollten. Ein gutes Beispiel hierfür ist das „Kleine Fernsehspiel“ des ZDF. Wenn Talente gut sind, haben sie hier bis zu drei „Schüsse“. Wunderbar! Danach aber gibt es keine automatische Übernahme ins „Große Fernsehspiel“, dann wissen viele nicht, wie es weiter geht. Wichtig ist, dass wir den Studenten sagen, dass es nicht nur die Sender gibt, sondern auch andere Produktionsformen – kommerzielle und nichtkommerzielle. Es gibt mittlerweile Techniken, die es erlauben, mit wenig Produktionsgeld hochwertige Filme zu realisieren. Auch andere Finanzierungsmodelle haben sich entwickelt. Wir müssen diese Partnerschaften, die solche „alternativen“ Produktionsformen betreiben, suchen. Wir sind angehalten, diese Leute an die Schule zu holen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen, genau so, wie wir das mit den Redakteuren von den Sendern auch machen.

G. R.: Wenn die Absolventen ihr Debüt hinter sich haben, so arbeiten sie meistens als Freiberufler. In welcher Form werden den Absolventen noch an der Hochschule unternehmerische Kompetenzen vermittelt? Ich denke an das Phänomen, dass Kollegen fachlich hochqualifiziert sind, dann aber in der Selbstständigkeit scheitern, weil sie etwa Neukundenakquisition nicht beherrschen.

Thomas Schadt: Da kommt ja auch ein Gedanke aus der Gründung dieser Hochschule ins Spiel, der sich immer wieder aufs Neue auszahlt, dass wir nämlich keine permanenten Professoren haben. Wir haben Leute aus der Praxis. Da gibt es eine hohe Fluktuation, aber es gibt auch Leute, die regelmäßig seit 20 Jahren hier arbeiten. So gibt es immer wieder neue Einflüsse und neue Begegnungen. Es ist also eher eine Erfahrungs- denn eine Wissensvermittlung. Davon profitieren die Studenten ungemein, weil sich

darüber die Lehrinhalte jährlich neu hinterfragen lassen müssen. Ein weiterer Vorteil ist, dass dieser Lehrkörper die Absolventen auch in den Arbeitsmarkt mitnimmt. Es bildet sich schon im Unterricht zwischen dem Lehrkörper und den Studierenden ein Netzwerk, das den Studierenden später hilft. Ich weiß nicht, wie viele Studenten Nico Hoffmann durch seine Kontakte in seiner eigenen Firma gefördert hat und sie so den Start der eigenen Karriere fanden. Wir wissen aus Umfragen, dass 80% unserer Studierenden im Medienbereich arbeiten. Das ist eine extrem hohe Quote.

G. R.: Ich habe im Newsletter von „Film & TV Kamera“ gelesen, dass Sie Studenten nach Indien zu den indischen Filmproduktionsstätten entsandt haben. Was motivierte Sie zu diesem Projekt?

Thomas Schadt: Wir gehen von der These aus, dass möglichst viele Studierende innerhalb ihrer Ausbildung einmal eine Auslandserfahrung machen sollten, damit sie die Eindrücke und die Netzwerke, die sie dabei ausbilden, mit nach Hause bringen und in die restliche Ausbildungszeit einbringen. Wir bieten da sehr viel an und wollen das noch steigern. Das Indien-Projekt ist entstanden, weil ich vor vielen Jahren einmal die Möglichkeit hatte, in Bollywood Filmstudios anzusehen. Dann war vor einiger Zeit der indische Konsul bei uns zu Besuch, der sich die Schule anschauen wollte und ganz begeistert war. Schwups war eine Idee geboren: Nachdem wir ja bereits den „Hollywood-Workshop“ machen, warum also nicht auch einen „Bollywood Workshop“? Das kam dann tatsächlich schnell ins Rollen, auch mit der Finanzierung durch die Baden-Württemberg Stiftung und mit der Schule in Pune (FT II – Film & Television Institute of India). Das hat dieses Jahr das erste Mal stattgefunden und die Studenten waren begeistert. Wir planen jetzt das Gleiche auch mit Nollywood (Nigeria), weil wir wissen, dass dort die potenteste afrikanische Filmindustrie sitzt, die einen unglaublichen Umsatz macht und die auch beginnt, in den Arthouse-Festival-Markt einzudringen. So versuchen wir, die unterschiedlichsten Erfahrungshorizonte für unsere Studenten aufzumachen, um ihnen die ganze Spannweite der weltweiten Filmwirtschaft nahezubringen.

G. R.: Ray Mueller hat mir einmal in einem Gespräch von seinem Projekt einer europäisch-mediterranen Filmhochschule in Frankreich berichtet, das bereits beim damaligen französischen Staatspräsidenten Sarkozy großen Anklang fand. Die Intention war unter anderem eine interkulturelle: Wenn beispielsweise ein türkischer Kameramann mit einer französischen Cutterin zusammenwirken muss, dann würden sich die beiden auch interkulturell auseinandersetzen müssen, um das Projekt überhaupt realisieren zu können. Darüber würden Gender-Thematiken interkulturell weiterentwickelt.

Thomas Schadt: Das ist sehr gut, dass Sie das erwähnen, genau das ist die Zukunft! Wenn wir darüber nachdenken, wohin wir unsere Schule in den nächsten Jahren befördern wollen, dann ist dies genau dieses Modell. Es geht

um den interkulturellen Austausch, um die Fähigkeit unserer Studierenden, sich diesen Einflüssen auszusetzen, um darüber mit den anderen auch in kreativen Kontakt zu kommen. In der Folge wollen wir auch mit ausländischen Filmhochschulen stärker kooperieren, gemeinsame Projekte aufsetzen, auch im Diplombereich, weil dies auch die Zukunft des Marktes ist. Wir müssen die Leute befähigen, sich international bewegen zu können. Dazu gibt es gar keine Alternative. Dies ist auch gesellschaftlich wichtig, weil wir damit auch jeglicher Form dieser nationalistischen Abgrenzung und ihren Ideologien entgegentreten können. Dafür gibt es also auch einen gesellschaftlichen Auftrag. Das ist für uns, für die Filmakademie, die nächste große Aufgabe, und die heißt Internationalisierung. Und der Arbeitstitel dafür lautet „Europäische Filmakademie“.